

Sitzungsberichte

der

königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1861. Band II.

München.

Druck von J. G. Weiss, Universitätsbuchdrucker.

1861.

In Commission bei G. Franz.

835-7

Historische Classe.

Sitzung vom 15. Juni 1861.

Herr Muffat hielt einen Vortrag

„über die Versuche Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, die Kaiserwürde zu erlangen.“

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. Juli 1861.

Herr Beckers hielt einen Vortrag

„über die Stellung der Philosophie zu den exacten Wissenschaften.“

Heinrich Ritter in Göttingen hat am Schlusse seiner Besprechung des ersten Bandes des Schelling'schen Nachlasses die treffende Bemerkung gemacht, dass man das uns hier Gebotene nicht aus der Hand legen könne, ohne wieder einmal einen grossen Ueberblick über die Aufgaben des menschlichen Geistes gewonnen und damit auch neue Hoffnung und frischen Muth geschöpft zu haben, sich an diese Aufgaben in ihrer ganzen Grösse zu wagen. Wollte man, fügt er hinzu, die uns hierdurch in Aussicht stehenden Güter mit dem Kleinmuth unserer Zeit vergleichen, so dürfe man nicht sehr der Kenntniss der Einzelheiten sich rühmen, in weleher wir — das sei wahr — nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Kritischer wohl seien wir geworden, aber auch zaghafter.

Ja gewiss, Ritter hat nur zu sehr Recht, unsere Zeit ist, was die letzten und höchsten Fragen der Wissenschaft anbelangt, auf dem besten Wege, immer muthloser und verzagter zu werden, mit immer entschiedenerer Resignation an dem, was allein eigentliches Wissen in letzter Instanz heissen kann, zu verzweifeln, oder ihm doch nur in seiner grössten Verflachung und in seinem dilettantenhaftesten Gebahren zu huldigen. Selbst in dem allgemeinen Rufe nach lediglich exacter und handgreiflicher Wissenschaft, der in der Gegenwart so laut erschallt, und nicht minder auch in den Verirrungen des modernen Materialismus und Pantheismus tritt uns nur die geheime, wenig verhüllte Scheu entgegen vor jeglicher Beschäftigung mit Fragen und Problemen, die über das gewöhnliche Bewusstseyn hinausliegen. Bequem ist es freilich, der ganzen Geistesarbeit, die an die Lösung jener Fragen geknüpft ist, sich von vorneherein zu entschlagen, bequem, nicht um eine Handbreit über die empirische Beobachtung, über das bloss Thatsächliche hinauszugehen, überaus bequem, durch das ganze grosse Capitel vom Geiste geradezu einen Strich zu machen und statt seiner das andere vom Stoffe einzuschalten.

Auch der Pantheismus kann sich rühmen, für immer von jenen quälerischen Fragen sich emancipirt zu haben, welche die drei grossen Gegenstände alles menschlichen Glaubens und Wissens umfassen — Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Und dennoch erscheint derselbe im Geiste eines tiefsinnigen, charaktervollen Denkers, wie ihn z. B. Spinoza erfasst und durchgeführt, anderen, leichtfertigen Verirrungen auf diesem Gebiete gegenüber, noch als eine ehrwürdige Lehre, die das der Menschheit Höchste und Heiligste nur aufgibt, um ein nach ihrer Ueberzeugung noch Höheres und Umfassenderes zu erreichen. Es ist am Ende doch nur die allgemeine Vergeistigung der Dinge, die der wahrhaft speculative Pantheismus als sein letztes und höchstes Ziel anstrebt, und deren Zauber so viele hochbegabte und edlere Gemüther dafür eingenommen und unwiderstehlich mit sich fortgerissen hat.

Was aber diesem Zustand gleichsam geistiger Berausung nachgesehen werden kann, das erscheint nicht in gleichem Maasse entschuldbar bei der nur allzu nüchternen Geistesverfassung, in welcher sich diejenigen befinden, die mit bewusster Absicht das ganze Gebiet entweder des Geisteslebens überhaupt, oder doch das aller transscendentalen Fragen von ihrer Forschung ausschliessen, in welchem letzteren Falle auch allein, wie neuerlich behauptet wurde, die Philosophie zur Würde einer exacten Wissenschaft gelangen könne. Denn darum handle es sich jetzt, dass auch die Philosophie in die Reihe der exacten Wissenschaften trete und nicht fürder mit unfruchtbaren Untersuchungen sich beschäftige und in Träumereien sich verliere.

Das war natürlich ganz ein Wort im Sinne jener Naturforschung, die ja ohnehin längst, wie bekannt, ihr Anathem über die Philosophie, als eine bisher nichts weniger als exacte Wissenschaft, ausgesprochen. Und darum begrüßte auch Schleiden in Jena vor einiger Zeit eine damals erschienene Metaphysik, deren Verfasser der Kantisch-Fries'schen Schule angehört, öffentlich als eine bis jetzt noch nicht dagewesene Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie; denn hier zum erstenmal stehe man auf dem Boden einer exacten Wissenschaft, die von Beobachtung wirklicher Thatsachen ausgehe, für diese Beobachtung auch ihre festen Regeln habe und an der Hand jener Thatsachen bis zu dem Punkte fortschreite, wo sie sagen müsse: hier fehlen dem Menschen die Organe, um weiter hinauszugreifen.

Nur Schade, dass diese Organe gerade da zu Ende gehen, wo es sich um das wahrhaft Wissenswerthe handelt, und dass der Beweis, der für diese Unzulänglichkeit unseres Erkenntnissvermögens geführt wird, auch hier, wie überall, bis jetzt ein lediglich subjectiver geblieben, der weit entfernt ist zu der Aeusserung zu berechtigen, der wir bei Schleiden begegnen: dass, wer von nun an nicht in dieselbe Bahn, wie Apelt — so heisst der (inzwischen verstorbene) Verfasser der erwähnten Metaphysik — einlenken wolle oder könne, dessen Arbeit gehöre hinfort gar nicht mehr zur Philosophie, sondern zu den

vor-Kantischen Versuchen, die sich zu der wahren Philosophie so verhielten, wie Schülerarbeit zum Mannesstudium.

Wäre dem wirklich also, dann könnte man füglich den ganzen Fortschritt der neueren Philosophie, deren eigentliches Ziel im Grunde doch nur die Gewinnung eines realen oder positiven speculativen Wissens war, ignoriren und namentlich auch von Schelling's letztem System völlig Umgang nehmen, da dieses sich ja ebenfalls nur wie Schülerarbeit zum Mannesstudium verhalten könnte. Denn Schelling's Methode hat allerdings nicht die mindeste Verwandtschaft mit der Fries-Apelt'schen, und auch von einem Verzichtleisten auf die Erkenntniss von allem, was nicht in den Bereich der exacten Beobachtung fällt, ist bei ihm keine Rede.

Umsonst hatte gerade dieser Forscher schon vor langer Zeit in seiner Schrift gegen Jacobi und in seinem Sendschreiben an Eschenmayer über den schmachvollen Rückzug des menschlichen Geistes auf das Gebiet des blossen Vernunftglaubens aus speculativem Unvermögen und über das sich noch brüsten damit in der nachdrucksvollsten, einschneidendsten Weise sich ausgesprochen — und erklärt: Es sei Angelegenheit der Menschheit, dass jener Glaube, der bis jetzt bloss Glaube war, sich in wissenschaftliche Erkenntniss verkläre. Der Mensch solle nicht stillestehen, sondern wachsen in Vollkommenheit der Erkenntniss, bis er ähnlich werde seinem Urbild. Wer behaupte, dass jenes Ziel nicht nur etwa jetzt oder in den nächsten Zeiten, sondern schlechthin und an sich unerreichbar sei, der nehme allen wissenschaftlichen Bemühungen ihre höchste, ihre letzte Richtung. Von dem Augenblick an, da der Gegenstand hinweggenommen wäre, durch den allein der menschliche Geist wahrhaft ausser sich gesetzt und über sich selbst gehoben werde, ginge die Weissagung in Erfüllung, dass die Wissenschaft nichts mehr erkenne, als Gespenster. Vergeblich bemerkte Schelling schon damals: zu sehr sei in unserer Zeit der wissenschaftliche Geist angeregt, als dass sich eine solche, den Menschen entadelnde Lehre mit der offenen Freiheit,

wie diess von Jacobi geschehen, noch ankündigen dürfe, und nichts helfe es auch, wenn zum Beweise einer solchen Meinung, wie einst Samuel's Geist zu Endor, so jetzt Kant's Buchstabe von den Todten heraufbeschworen werde.

Das ist nun alles rein vergessen und man entblödet sich nicht, uns dieselbe Entsagung, wie damals, auf alles wahrhafte Wissen von Gott und göttlichen Dingen in der naivsten Weise zuzumuthen. „Es gibt“, so lesen wir in der von Schleiden so hochgerühmten Metaphysik (S. 481), „es gibt zwar etwas Höheres in und über uns, das ist kein Phantom, sondern eine nothwendige Ueberzeugung unserer Vernunft — eine Ueberzeugung, zu der die menschliche Vernunft kommen muss, weil sie die Schranken ihrer eigenen Erkenntniss erkennt und ihr desshalb das unbeschränkte Seyn der Dinge an sich selbst entgegenstehen muss. Hier trennen sich aber die Wege. Einige meinen durch Wissenschaft zu diesem Seyn der Dinge an sich gelangen zu können, andere halten dafür, der Wissenschaft sei der Weg dahin versperrt, der Mensch besitze zwar eine unmittelbar gewisse Ueberzeugung von dem Daseyn dieses Höheren, aber ohne Anschauung und ohne Beweis. So tritt Glaube und Wissenschaft einander entgegen. Wir (sagt Apelt) entscheiden uns nun rücksichtlich der Erkenntniss dieses Höheren für den Glauben gegen die Wissenschaft, zugleich aber auch dafür, dass der Glaube in unserer eigenen Brust geboren und nicht von aussen überliefert werde.“ Und so lesen wir denn auch am Schlusse des Werkes (S. 698) ein ganz erbauliches Glaubensbekenntniss unseres in Allem so exacten philosophischen Forschers — aber mit dem ausdrücklichen Beisatze, nur als „Grundgedanken der religiösen Dichtung“ — mit den Worten beginnend: „Wir glauben an Einen Gott, den heiligen Schöpfer der Welt, den einen Vater aller Menschen, den wir nur im Geiste verehren, wir glauben an die Gemeine der Heiligen, das ist an die Geisteswelt als das unsichtbare Reich Gottes“ u. s. w. Endlich auch heisst es: „Wir hoffen im ewigen Leben zur ewigen Seligkeit zu gelangen, denn selig ist,

wer vollkommen reines Herzens ist und darum den Frieden Gottes in sich trägt.“ Und dazu wird noch bemerkt: jede andere Ausführung und Wahl der Bilder enthalte willkürliche Gleichnisse einer beliebigen Dichtung, die nicht als ewige Wahrheit vorgeschrieben werden sollte. —

Diess also ist die neue Weisheit des Tags, die uns Glaubenssätze, wie wir sie etwa gerade so in dem nächst besten populären Erbauungsbuche finden könnten, als das Schlussresultat ihres ganzen Speculirens bietet und dessenungeachtet als die Repräsentantin der allein wahren Wissenschaft, ja als eine Art von Mustersystem einer exacten Philosophie gepriesen wird.

Es ist aber eben diese, von der Naturforschung jetzt grossentheils adoptirte Ansicht, dass alles Heil nur in exacter Wissenschaft beruhe und auch die Philosophie nur in soweit auf Beachtung und Anerkennung zählen dürfe, als sie sich einigermaßen den exacten Wissenschaften in ihrer Behandlungsweise nähere, das grösste, ja das Haupthinderniss, welches sich einer unbefangenen Aufnahme und Würdigung jeder tieferen Philosophie entgegenstellt, und es verlohnt sich darum wohl der Mühe, auf die Prüfung dessen, was von der Philosophie als wirklicher Wissenschaft in der Gegenwart mit Recht zu fordern und was nicht, des näheren einzugehen.

Vorerst nun ist selbstverständlich, dass, wenn es sich mit der Philosophie und dem, was sie zu leisten vermag, wirklich so verhielte, wie Apelt meint, Jacobi dann allerdings mit seiner Leugnung der Möglichkeit alles wahrhaften Wissens Recht gehabt hätte, und in der That nichts nutzloser seyn könnte, als sich mit vergeblichem Forschen nach Dingen abzumühen, von denen man, wie behauptet wird, ja doch im Grunde nie etwas eigentlich gewusst, noch jemals etwas werde wissen können. Es genügte dann einfach der Glaube, sei es nun der Vernunftglaube oder irgend ein Autoritätsglaube.

Aber auf alles eigentliche Wissen von dem, was über die empirische Erfahrung und Anschauung hinausgeht, bloss darum verzichten, weil hiezu die sogenannte exacte Wissenschaft nicht

ausreicht, und keine sonst, als nur diese, als wirkliche Wissenschaft anerkennen wollen, heisst nichts anderes, als thörichter Weise verlangen, dass es für alles Wissen und Erkennen nur einen und denselben Maasstab gebe, und kömmt dem Begehren gleich, dass, was man nur mit dem Ohre hören kann, auch mit dem Auge soll sehen oder mit den Händen soll greifen können, widrigenfalls man allem Hören die Berechtigung absprechen wollte, als wirkliche Sinneswahrnehmung zu gelten.

Muss aber auch die Philosophie den Titel einer exacten Wissenschaft im Sinne der empirischen Naturwissenschaft von sich ablehnen, weil diesen von ihr zu fordern ein Unverstand ist, indem sie es mit der Eruirung von ganz anderen Thatsachen, als den unmittelbaren empirischen, zu thun hat, mit Thatsachen, die in ihrem tiefsten Grunde nur dem Gebiete des Geistes und der Freiheit angehören und desshalb aller exacten Beobachtung spotten, — so ist sie nichtsdestoweniger eine Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes, nur dass ihre Wege andere sind und seyn müssen, als jene, welche die empirischen und selbst die mathematischen Disciplinen zu verfolgen haben.

Denn Gegenstand exacter Beobachtung können überhaupt nur äusserlich erkennbare Thatsachen seyn, die nach nothwendigen Gesetzen verlaufen. Die diesen äusseren Thatsachen zu Grunde liegenden inneren Thatsachen und deren Gesetze entziehen sich schon jeglicher exacten Beobachtung im Sinne des Empirikers. Wir beobachten die verschiedenen Wirkungen der dynamischen und mechanischen, der chemischen und organischen Kräfte. Eine unermessliche Fülle einzelner sinnlich wahrnehmbarer Thatsachen entfaltet sich vor unserem geistigen Blicke. Durch Induction und Analogie gelangen wir dahin, sie mehr oder minder unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen und die sie beherrschenden Gesetze ausfindig zu machen. Aber vor jeder Frage nach den innersten Gründen jener Thatsachen und Gesetze muss die exacte Forschung verstummen. Namentlich aber an der Schwelle des Organischen, wo durch die allgemeine, nothwendige Entwicklung schon das Princip der

individuellen Freiheit hindurchbricht und von Stufe zu Stufe eine immer grössere Macht und Bedeutung sich erringt, hört alles Verständniss für einen grossen Theil selbst der sicht- und greifbaren Vorgänge für sie auf. Der Zweckbegriff, der in jedem organischen Gebilde der dasselbe beherrschende ist, liegt schon unendlich weit über alle exacte Beobachtung und deren Gesetze hinaus. Warum aus diesem Samenkorn, aus diesem Fruchtknollen gerade nur diese bestimmte, ganz eigenthümlich gestaltete und organisirte Pflanze hervorgehen könne und müsse, das hat keine, noch so genau beobachtende Pflanzenphysiologie an's Tageslicht gebracht. Es liegt eine ganze Welt von Phänomenen vor uns und zwar gerade der bedeutungsvollsten, die durch kein noch so feines physikalisches Instrument und durch keine noch so sorgfältige chemische Analyse zur Erklärung und Erkenntniss gebracht werden können. Die exacte Forschung hat überhaupt keine Antwort auf die Frage, warum es auch Erscheinungen in der Welt gibt, die sich aus keinem der bekannten Naturgesetze erklären lassen, warum mit dem Princip der Nothwendigkeit auch fast überall ein Princip der Freiheit Hand in Hand geht. Sie weiss darauf so wenig eine Antwort zu geben, als ein einseitiger, exclusiver Rationalismus, der alles nur aus purer Vernunft erklären möchte, auf die Frage: warum es auch ein Irrationales in der Welt gebe. Denn mit der Erklärung des Rationalen hat es überall keine Noth; aber das Irrationale war von jeher der Stein des Anstosses und ist es noch bis zur Stunde für jede Philosophie, die nicht bis zur Erkenntniss des Freiheitsprincips hindurchgedrungen.

Nicht dass mit diesem allein die Philosophie aufzubauen, soll damit gesagt seyn, nur dass ohne dasselbe kein wahrhaft positives speculatives Wissen sich erzielen lasse, — diess ist der Sinn der Behauptung, wie sie neuerlich von Schelling ausgesprochen worden. Das Nothwendige, das nicht Nichtzusetzende, das Rationale und Allgemeingültige ist auch für die Philosophie, wie für jede Wissenschaft, der leitende Faden der

Ariadne, an dem sie allein durch das grosse Labyrinth menschlicher Forschung fortschreiten kann, ohne befürchten zu müssen, sich in's Endlose zu verlieren und auf die gefährlichsten Irrwege zu gerathen. Darum auch bedarf sie eben so sehr, wie die exacte empirische Forschung, einer strengen wissenschaftlichen Methode und sogar einer besonderen Wissenschaft, die der positiven speculativen Erkenntniss erst den Weg bahnt. Es ist diess nach Schelling die negative oder rein rationale Philosophie, die keinen anderen Zweck hat, als sich derjenigen Mittel zu versichern, deren es, in Ermanglung der Vortheile der exacten empirischen Beobachtung bedarf, um nicht minder, als diese, ein festes, vor jedem ferneren Umsturz gesichertes, und zwar an Grossartigkeit und Umfang alle anderen weit überragendes wissenschaftliches Gebäude aufzuführen. Ob die Ausführung eines solchen Gebäudes möglich, lässt die negative Philosophie vorerst ganz dahin gestellt seyn; sie ist nur bestrebt, den Grundriss dazu zu entwerfen, seine Fundamente auszumessen und das ganze geistige Gerüste vorzuzeichnen, mittelst dessen allein es möglich ist, den Bau emporzuführen. Das Material zum wirklichen Ausbaue dagegen kann sie nicht wieder aus dem denkenden Geiste allein nehmen, dazu gehören noch andere, nämlich positive Elemente, und diese kann sie nur in der Erfahrung suchen, aber nicht in jener vereinzelt sinnlichen, die den empirischen Wissenschaften ihren Stoff bietet, sondern in der gesamten Erfahrung, die alle einzelnen Erfahrungen umfasst.

Was aber die rationale Philosophie betrifft, so wird diese, wenn sie in ihrer vollen Reinheit zur speculativen Durchführung gelangt, statt hinter den exacten Wissenschaften zurückzubleiben, diese vielmehr an Schärfe und Evidenz noch weit übertreffen, ja allein erst der Gewissheit, welche jene gewähren, den wahren Halt, den sie in sich selbst unmöglich haben können, durch Zurückführung auf ihre letzten Gründe verschaffen. Denn selbst die Mathematik, welche allgemein für die gewisseste aller Wissenschaften gilt, steht zur rationalen Philosophie in einem untergeordneten Verhältniss, was namentlich Schelling

in seinen letzten Untersuchungen ausführlich zu zeigen gesucht hat.

Denn wenn die Mathematik auch reine Vernunftwissenschaft ist und ihr in Folge der Denknöthwendigkeit, die ihre ganze Entwicklung beherrscht, eine apodiktische Gewissheit zukommt, so wirkt in ihr die Vernunft doch nur erst als bloss natürliches Erkenntnisvermögen, dessen Functionen nicht frei, sondern von gewissen Voraussetzungen abhängig sind. „Wo es sich“, sagt nun Schelling (I. 265 — 66), „dieser Voraussetzungen zwar bewusst ist, aber ohne sie begriffen zu haben, wie in der Mathematik, entsteht eine Art von Wissenschaft, aber in welcher die Vernunft doch nicht völlig bei sich selbst ist, weil sie, wie Platon bemerkt, Voraussetzungen zulässt, und z. B. das Gerade und Ungerade, Figuren überhaupt, drei Arten von Winkeln und noch anderes annimmt, worüber die Inhaber dieser Wissenschaft weder sich selbst noch andern Rechenschaft geben. Auch in diesen Uebungen oder Künsten, wie er sie nennt (denn Wissenschaften will er sie nicht nennen), ist nach Platon die Vernunft, aber nicht die selbstherrliche, nicht der unmittelbar wirkende Nus, sondern der bloss durchwirkende, Dianoia, und wohl vermögen sie, zu dem Intelligiblen, nur der Vernunft selbst Zugänglichen zu ziehen, sie zwingen die Seele, oder gewöhnen sie, des Denkens selbst sich zu bedienen, um zur Wahrheit selbst zu gelangen, ohne dass sie selber diese zu erreichen im Stande wären. Denn solange sie die Voraussetzungen stehen lassen, ohne zu dem, was nicht mehr Voraussetzung, sondern das Princip selbst ist, sich zu erheben, träumen sie wohl von dem Seienden (dem eigentlich Intelligiblen), aber es zu sehen, mit wachenden Augen zu sehen, vermögen sie nicht. Nur wo der Nus durchaus selbstwirkend Stoff wie Form von sich selbst nimmt, ohne durch Fremdartiges ausser sich gezogen zu seyn, entsteht Episteme, die eigentliche, das Intelligible und das Princip selbst erreichende Wissenschaft. Diese also ist das unmittelbar dem Nus Folgende, nach ihr ist die Dianoia, in der ja der Nus auch noch ist, nur nicht in seiner Reinheit.“

Und an einer andern Stelle (I. 296), wo Schelling von derjenigen Wissenschaft spricht, welche, wie die reinrationale Philosophie, die im höchsten Sinne deductive sei, sofern nach gefundenem Princip es ihr gelinge, alles andere von ihm abzuleiten, bemerkt er hiezu, dass unter die deductiven Wissenschaften im Allgemeinen zwar auch die insbesondere demonstrativ genannten (die mathematischen) gehören, dass diese jedoch sich gewisse Grenzen setzen, die sie nicht überschreiten; ihre Ausgangspunkte seien Definitionen auch in dem Sinn wie Begrenzungen (*ὁρισμοὶ*), die sie sich selbst geben, um nicht auf das zu gerathen, wovon keine Deduction mehr möglich ist. Dafür haben diese Wissenschaften auch nicht den unbedingten Verstand der Sachen, sondern nur von diesen Grenzpunkten an, und eben darum gehe auch die entwickelnde Kraft des Inhalts nicht vom Gegenstande selbst aus, sondern falle bloss in das Subject und bewirke doch nur bedingte Ueberzeugung. Ableitend dagegen und zwar vom höhern, vom unbedingten Princip sei die höchste Wissenschaft.

Und indem Schelling sodann im ferneren Verlaufe seiner Entwicklungen (I. 375—76) diese höchste Vernunftwissenschaft als das innerlich durchaus nothwendige System eines objectiven Rationalismus, als reine Vernunftwissenschaft sowohl vermöge dessen, woraus sie schöpft, als was in ihr das Schaffende ist, und insofern auch als rein apriorische Wissenschaft bezeichnet und hinzufügt, dass sie in allen diesen Beziehungen unter den philosophischen deductiven Wissenschaften die den demonstrativen am meisten sich nähernde sei, führt er ihr Verhältniss zu diesen noch weiter, wie folgt, aus: „Sie ist der Mathematik gleichartig schon durch das Allgemeine, was von letzterer Aristoteles sagt, dass sie, was in einer Figur, z. B. dem rechtwinkeligen Dreieck bloss *potentiâ* ist, wie das Verhältniss der Hypotenuse zu den Katheten, dass sie diess findet, indem die Denkhätigkeit (*ὁ νοῦς ἐνεργήσας*) es zum Actus erhebt, und dass sie auf solche Weise das ihr Zuständige erkennt. Darin also sind sich beide gleich. Es versteht

sich dabei von selbst, dass jenes Ueberführen in Wirklichkeit doch nur im Denken geschieht, und das Wirkliche stets nur das durch die Möglichkeit Bestimmte ist; der Sinn eines Satzes in der Geometrie ist, dass dem wirklich so sei, sondern dass es nicht anders seyn könne, und das Dreieck z. B. nur so möglich ist, woraus freilich folgt, dass es auch so seyn wird, wenn es ist, aber keineswegs dass es ist, was dabei vielmehr als ganz gleichgültig betrachtet wird. Aber eben hier, wo das Verhältniss der ersten Wissenschaft zu den mathematischen zur Sprache kommt, wird es nun auch nöthig seyn zu sagen, wie weit diese Gleichheit geht, wie weit nicht. Wenn es sich mit der Mathematik so verhält, wie wir eben gezeigt, dass sich die Geometrie z. B. nur mit dem möglichen, nicht mit dem wirklichen Dreieck beschäftigt, so hat Aristoteles mit Recht zwischen bloss potentieller und actualer Wissenschaft unterschieden, und es wird die Mathematik unstreitig ganz unter den Begriff der ersten fallen; von der Philosophie aber, auch sofern wir sie auf die erste Wissenschaft beschränken, wird diess nicht ebenso unbedingt gelten können. Wer diess behauptete, müsste ihr zugleich nehmen, was allein sie von der Mathematik unterscheidet, die *Usia*, oder dass sie nicht mit dem blossen Seienden sich beschäftigt, sondern mit dem, was das Seiende ist. Die Mathematik hat keine *Usia*, weder im Allgemeinen noch im Einzelnen. Nicht im Allgemeinen: denn sie hat überhaupt kein Ziel, kein Letztes, und scheint, keine geschlossene, sondern eine ihrer Natur nach grenzenlose Wissenschaft zu seyn, ein Mangel, den schon Proklos eingesehen zu haben scheint und auf seine Weise zu heben sucht. Nicht im Einzelnen: sie kennt kein Dieses (kein *τόδε τι*), sie beschäftigt sich nicht mit diesem Dreieck, sondern mit dem allgemeinen. Ist also auch die erste Wissenschaft bloss mit dem Möglichen beschäftigt, so kann diese Gleichheit nur eine formelle seyn und nicht auf den Inhalt sich erstrecken. Der Grund ist, dass der Kreis des Möglichen für die erste Wissenschaft ein anderer und ungleich grösserer ist, als für die Mathematik; denn in dem,

was der ersten zu Grunde liegt, ist nicht bloss das Seiende, Hylische (die Mathematik ist ganz in diesem), sondern auch das was das Seiende ist gehört mit zur Potenz.“ (I. 376 — 78.)

Diese genaue Bestimmung des Verhältnisses der Mathematik zur reinrationalen Philosophie, die Schelling auch die erste oder negative im Gegensatze zu der über sie hinausgehenden zweiten oder positiven nennt, ist vom höchsten Gewichte, aber die hierauf bezügliche Stelle, wenn sie nicht in ihrem ganzen Zusammenhange erfasst wird, auch keine so leicht verständliche, wesshalb wir zu ihrer Erklärung noch Folgendes beifügen wollen.

Schelling sagt, die Mathematik falle ganz unter den schon von Aristoteles erfassten Begriff einer bloss potentiellen Wissenschaft, d. h. einer solchen, die es nicht mit wirklichen, sondern bloss möglichen, nur nicht nicht zu denkenden Seynsbestimmungen, und darum mit blossen Allgemeinbegriffen und deren reiner Denknöthwendigkeit zu thun habe. Das bloss Mögliche, Allgemeine und Denknöthwendige zu erforschen, sei nun, setzt Schelling hinzu, allerdings auch die Aufgabe der negativen oder rein rationalen Philosophie, aber der negative Charakter, den sie demzufolge mit der Mathematik theile, sei doch nur ein solcher, der eine lediglich formelle, keine materielle Gleichheit begründe, indem es sich in der Mathematik nur um eine Wissenschaft des Denknöthwendigen innerhalb eines beschränkten Kreises des Möglichen oder des blossen Seienden handle, die rein rationale oder erste Philosophie aber nicht diesen nur beschränkten Kreis des Möglichen, sondern den gesamten Inbegriff alles Möglichen, den ganzen Inhalt der Vernunft zum Object ihrer Forschung und überdiess noch die Aufgabe habe, über das blosse Seiende oder Hylische, unter welchem Schelling das von aller Wirklichkeit gleichsam noch entblösste, nur in der Idee Seiende, sohin das blosse Wesen der Dinge, das Grundstoffliche, das den Inhalt der blossen Allgemeinbegriffe bildet, versteht, also über die blosse *Essentia* bis zur *Usia* im Aristotelischen Sinne, *id est Substantia*,

folglich bis zum Begriffe der Substanz oder dessen, was das Seiende oder das Wesen ist, sich zu erheben. Bei diesem höchsten Punkte angelangt, habe die negative Philosophie ihr Ziel, das Denken sein Ende erreicht, indem es bis zu demjenigen Gegenstände hindurchgedrungen, welcher alles Denken übersteigt, nämlich bis zu dem schlechthin unzweifelhaften Seyn (I. 320). —

Diess also ist der Sinn jener vorhin angeführten Worte Schelling's, dass in dem, was der ersten Philosophie zu Grunde liegt, nicht bloss das Seiende, Hylische sei, in welchem die Mathematik sich ganz allein bewege, sondern dass auch das, was das Seiende ist, mit zur Potenz gehöre, d. h. ebenfalls noch in das Gesamtgebiet der reinen Denkmöglichkeiten falle, mit welchem es die negative Philosophie zu thun hat.

Als ein weiterer Unterschied, ja als der Unterschied der Philosophie von der Mathematik und insbesondere der Geometrie überhaupt wird im dritten Bande des Schelling'schen Nachlasses (S. 131) hervorgehoben, dass in der negativen sowohl wie positiven Philosophie der Beweis in keinem einzelnen Gliede gegeben, sondern ein stets fortschreitender sei. Denn schon die negative Philosophie unterscheide sich von der Geometrie dadurch, dass in ihr mit jedem Erlangten oder Gesetzten zugleich das Postulat eines Folgenden gegeben ist, und dass die Realität alles Vorhergehenden nur suspensiv ausgesprochen werden kann, weil sie auf einem Folgenden beruht: die erste Potenz ist nur, inwiefern auf sie die zweite, diese nur, insofern die dritte folgt; hingegen das erste Buch, ja der erste, zweite, dritte Satz des Euklides könnte für sich stehen, und würde wahr bleiben, auch wenn der menschliche Verstand nie über sie hinausgekommen wäre.

Zur unbedingten Gewissheit kann uns also nach Schelling nur diejenige Wissenschaft führen, die bis zur Erkenntniss des höchsten Principis und der von ihm abgeleiteten Principe oder mit anderen Worten, der letzten, reinen Potenzen und Ursachen

des Seyns hindurchgedrungen, nicht aber vermögen diess jene, die, wie die mathematischen, ungeachtet der sie beherrschenden reinen Vernunftnothwendigkeit, dennoch nur innerhalb eines beschränkten Gebietes sich bewegen und mithin bloss relative Gewissheit gewähren können. Und hierauf bezieht sich die Stelle in der „Abhandlung über die Quelle der ewigen Wahrheiten“, wo Schelling gelegentlich von der nahe liegenden Meinung spricht, dass die Existenz Gottes eine ewige Wahrheit in demselben Sinne sei, in welchem $3 + 3 = 6$ eine solche ist, einer Meinung, der man, wie er beifügt, sich doch vielleicht ebensowohl versucht finden könnte zu widersprechen, wie jener Abt eines Klosters, der den allzu eifrigen Lehrer, welcher sich hatte hinreissen lassen, zu sagen, Gottes Daseyn sei so gewiss, als dass 2 mal 2 vier sei, wegen dieses Ausspruchs zurechtwies, indem er hinzusetzte, Gottes Daseyn sei weit gewisser, als dass $2 \times 2 = 4$ sei. „Ich begreife vollkommen“, sagt Schelling (I. 581), „wenn, wie ferner erzählt wird, die Zuhörenden über eine solche Aeusserung lachten, wie ich begreife, dass es auch jetzt noch Menschen genug gibt, die nicht begreifen können, wie etwas gewisser seyn könne, als dass $2 \times 2 = 4$ ist. Ohne den Ausdruck untersuchen zu wollen, ist gewiss, dass es Wahrheiten von verschiedener Ordnung gibt, und dass den Wahrheiten der Arithmetik und der Mathematik überhaupt schon darum nicht unbedingte Gewissheit beiwohnen kann, weil diese Wissenschaften, wie ich schon früher aus Platon angeführt, mit Voraussetzungen zu Werk gehen, die sie selbst nicht rechtfertigen, und damit, was deren Werth und Geltung betrifft, einen höheren Gerichtshof anerkennen; ferner weil sie vieles nur erfahrungsmässig wissen, z. B. von geraden und ungeraden, abgeleiteten und Primzahlen, für welche sie noch nicht einmal ein Gesetz des gegenseitigen Abstandes gefunden.“

Dass es übrigens dazu, um die Philosophie zu einer Wissenschaft zu erheben, deren Wahrheit und Gewissheit die der exacten Wissenschaften noch beiweitem übertreffe, der Einschlagung eines anderen Weges, als der bisherigen, die nicht

zu diesem Ziele führten, bedürfe, unterliegt allerdings keinem Zweifel. Welches aber dieser neue Weg sei, und welcher Methode namentlich Schelling zuletzt noch innerhalb der rationalen Philosophie im bedeutsamsten Anschlusse an Platon und Aristoteles zu jenem Behufe sich bedient, und in welcher Weise er insbesondere die dialektische Methode des ersteren zum tieferen Verständniss und zu ihrer umfassenderen Ausbildung zu bringen versucht habe, — auf diess alles des näheren einzugehen, können wir uns hier um so füglicher erlassen, als wir bereits in unserer, in den Denkschriften der Akademie (I. Cl. IX. Bd. II. Abth.) erschienenen Abhandlung „über die Bedeutung der Schelling'schen Metaphysik“ gerade diese Fragen einer ausführlichen Besprechung unterzogen haben.

Herr Conrad Hofmann

„über ein neuentdecktes mittelniederländisches
Bruchstück des *Garijn*.“

Vor einiger Zeit brachte mir Hr. Antiquar Max Brissel ein Pergamentblatt, in welchem ich ein Fragment der von *Jonckbloet* unter dem Titel *Roman van Karel den Grooten en zijne XII Pairs* (Leiden 1844) herausgegebenen mittelniederländischen Bearbeitung der im französischen Originale verlorenen oder doch noch nicht wieder aufgefundenen Fortsetzung des *Garin von Lothringen* (theilweise herausgegeben von P. Paris u. Edelstand Du Méril) erkannte, und zwar ein der Giessener Haupthandschrift des Werkes angehöriges. Das Blatt stimmt in allen Einzelheiten, Zahl der Columnen, Zeilen, Format, Initialen, Ornamente (besonders in den merkwürdigen schwarzen An-